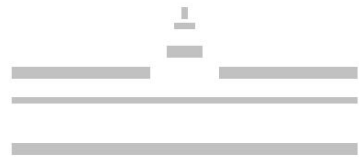


wissen *leben*



Die Zeitung der WWU Münster



Oktober 2015

FORSCHUNG & PRAXIS | 07



Wann ist ein Mann ein Mann?

Ethnologisches Schulprojekt räumt anhand von kulturellen Beispielen mit Geschlechterklischees auf

Foto: pa/luul/Robert Harding

Bei den Wodaabes, einem afrikanischen Stamm, verkleiden und schminken sich die Männer für einen traditionellen Schönheitswettbewerb.

Wem gehört wohl der muskulöse Arm? Bestimmt einem Mann, Frauen haben nicht solche Arme. Und die strickenden Hände? Eindeutig eine Frau – welcher Mann strickt schon? Diese und ähnliche Klischees haben sich in unseren Köpfen manifestiert, oft schon von Kindesbeinen an. Gerade Jugendlichen solch feste Bilder bewusst zu machen und damit auch zu enttarnen, haben sich Dr. Ursula Bertels und ihr Team zur Aufgabe gemacht.

„Wir ziehen bewusst ethnologische Beispiele aus Kulturen heran, die allen Kindern fremd sind.“

Ursula Bertels ist Lehrbeauftragte am Institut für Ethnologie und Vorsitzende des Vereins Ethnologie in Schule und Erwachsenenbildung e.V. (ESE). Drei Jahre lang hat das Team von ESE mit Kindern und Jugendlichen an vier Schulen in Coerde und Kinderhaus gearbeitet, um ihnen ein Verständnis für Geschlechterrollen zu vermitteln. „Wann ist ein Mann ein Mann? – Förderung der Identitätsbildung und des Rollenverständnisses bei Jungen und Mädchen in der Migrationsgesellschaft durch Übungen zur Interkulturellen Kompetenz mit dem Schwerpunkt Geschlechterrollen“, lautet der etwas sperrige Titel des vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge geförderten Drittmittelprojekts. „Wir haben uns bewusst die Stadtteile Coerde und Kinderhaus ausgesucht, weil hier viele Kinder aus unterschiedlichen Kulturen zusammen zur Schule gehen“, sagt Ursula Bertels. Oft seien sie mit Rollenklischees konfrontiert, die sie gar nicht mehr lebten. Das Projekt will den Jugendlichen dabei helfen, ihre eigene (Geschlechter-)Rolle zu finden – unabhängig von den Vorgaben oder Erwartungen ihrer Verwandten oder Freunde.

In insgesamt 24 Unterrichtseinheiten, je acht pro Schuljahr, erarbeiteten die Projektmitarbeiter Christin Schültingkemper und Marcel Klapp mit den Kindern, was es in verschiedenen Kulturen heißt, ein Mann oder eine Frau zu sein. Dabei dienten die Kategorien Aussehen, Schönheit und Kleidung sowie Arbeit, Hobby und Rollen als Orientierung. „Wir ziehen bewusst ethnologische Beispiele aus Kulturen heran, die allen Kindern fremd sind“, erklärt Ursula Bertels. Es geht nicht darum, die Kinder schildern zu lassen, wie bei ihnen zuhause die Rollenverteilung sei. „Wer freiwillig von sich erzählen will, kann das aber natürlich gern tun“, bekräftigt die Ethnologin.

In der Unterrichtseinheit Familienstruktur erla lasen die Schüler die Biografie des Mädchens Asibi, das bei ihrem Volk der Balsa in Ghana lebt. Bei den Balsa kann ein Mann mehrere Frauen haben, die mit ihren Kindern verteilt in verschiedenen Lehmhütten leben. Der Perspektivenwechsel hilft zu verstehen: Nicht nur die eigene Lebensweise ist „normal“, es gibt viele Konzepte. Anhand von Zeichnungen sollten die Schüler die Strukturen von Asibis Familie verdeutlichen und einen Brief an das Mädchen verfassen, in dem sie ihre eigene Familie beschreiben. Gerade diese Einheit scheint Eindruck bei den Kindern hinterlassen zu haben. „Viele haben von sich erzählt, zum Beispiel wie es bei ihnen in der Familie zugeht“, erzählt Gisela Klatt, die an der Waldschule in Kinderhaus unter anderem Deutsch unterrichtet.

Ob Gruppenarbeiten, Lückentexte, Rollenspiele, Bilder oder Feldforschung, jede Unterrichtseinheit war anders gestaltet. Manchmal wurde die Klasse geschlechtsspezifisch getrennt, um in kleinen Gruppen etwas zu entwickeln und dann den anderen vorzustellen. „Wir nutzen gern Überraschungseffekte, da kann man am meisten lernen“, sagt Ursula Bertels. So ge-

hört zum Beispiel der muskulöse Arm bei näherer Betrachtung zu einer Frau, die strickenden Hände sind die eines Mannes. Oder wie es ein Schüler der Geschwister-Scholl-Realschule ausdrückte: „Ich habe gelernt, dass es verschiedene Kulturen gibt und dass es nicht schlimm ist, anders zu sein.“

„Den Kindern und Jugendlichen so früh wie möglich interkulturelle Kompetenz zu vermitteln, ist heute immer wichtiger, weil häufiger als früher sehr viele unterschiedliche Kulturen zusammen leben“, sagt Ursula Bertels. „Es geht nicht um richtig oder falsch, sondern darum, das Anderssein wertfrei anzuerkennen. Dann kann man immer noch für sich selbst schauen, wie man das bewertet, aber ich muss wenigstens wissen, warum derjenige so anders ist“, erläutert die 51-Jährige.

„Ich weiß nun, dass nichts typisch ist für ein Geschlecht.“

Den Jugendlichen hat der ungewöhnliche Unterricht gefallen. Dass er Früchte trägt, zeigen Aussagen wie die eines Kindes am Geschwister-Scholl-Gymnasium: „Ich habe verschiedene Kulturen kennengelernt und weiß nun, dass nichts typisch ist für ein Geschlecht.“ Damit auch andere von den Erfahrungen profitieren können, arbeitet das Team im Moment daran, das Konzept mittels des Arbeitsmaterials und der dazugehörigen Methoden aufzubreiten, um es über die Homepage Lehrkräften zur Verfügung zu stellen. Gisela Klatt will auf jeden Fall die aufgeworfenen Themen in ihrer Klasse weiter behandeln. „Beim Thema Rollenverteilung bestand auch nach dem Projekt noch großer Diskussionsbedarf. Da vieles nur angerissen werden konnte, werden wir uns sicherlich noch öfter damit beschäftigen“, erwartet die Lehrerin.

BERNADETTE WINTER

„Jeder ist anders anders“

Interview zu Potenzialen von Kindern und Jugendlichen

Wie können die Potenziale von Kindern und Jugendlichen erkannt und ihre Begabungen in der Schule individuell gefördert werden? Wie lässt sich die Vielfalt der Talente und Beeinträchtigungen mit dem Lehrplan in Einklang bringen? Anlässlich des fünften münsterischen Bildungskongresses sprach BERNADETTE WINTER darüber mit PROF. CHRISTIAN FISCHER, Professor für Erziehungswissenschaft an der WWU und Leiter des Internationalen Centrums für Begabungsforschung, sowie mit PROF. MICHAEL SCHRATZ, Dekan der School of Education an der Universität Innsbruck.

Vor welchen Herausforderungen steht die Begabungsförderung?

Christian Fischer: Wir brauchen einen breiteren Begriff der individuellen Förderung, der nicht nur auf Kinder mit Beeinträchtigungen und Benachteiligungen fokussiert ist, sondern gleichermaßen Kinder mit Begabungen und Talenten in den Blick nimmt. Ähnlich weit legen wir auch den Inklusionsbegriff aus, der sich eben nicht nur auf Kinder mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf konzentriert, sondern alle Vielfaltsdimensionen mit einbezieht.

Was heißt Vielfalt?

Michael Schratz: Jeder ist anders anders. Durch die verschiedenen biografischen Zugänge zum Lernen – sowohl die der Lehrpersonen als auch der Lernenden – prallen hier unterschiedliche Welten aufeinander. In diesem Spektrum ist Vielfalt zu verorten.

Christian Fischer: Man unterscheidet verschiedene Vielfaltsdimensionen: etwa besondere Begabungen, etwaige Beeinträchtigungen oder Benachteiligungen. Und dann muss noch einmal zwischen der interpersonellen Vielfalt – also den Unterschieden zwischen den verschiedenen Kindern – und der intrapersonellen Vielfalt differenziert werden. So gibt es auch mehrfach außergewöhnliche Kinder, die verschiedene Extreme in sich vereinigen – beispielsweise begabte Kinder aus benachteiligten Lagen oder talentierte Kinder mit Lernbeeinträchtigungen.

Inklusion und Vielfalt, wie lässt sich damit im Schulalltag umgehen?

Michael Schratz: Ein Bildungssystem tut sich immer schwer, wenn es versucht, über Individuen, die einzigartig sind, eine Struktur zu stülpen. Wir wissen, dass Schüler schon in der

Grundschule Fertigkeiten haben können, die in der Sekundarstufe erst zum Zug kommen. Schon daran wird deutlich, dass Ordnungssysteme wie Lehr- oder Stundenpläne hinderlich sein können. In anderen Ländern hat ab einem bestimmten Zeitpunkt jeder Schüler sein eigenes Curriculum. Wenn ich zum Beispiel Besuch aus Schweden bekomme, fragen die mich, wieso hier jeder Schüler das gleiche Lehrbuch hat.

Muss sich Ihrer Meinung nach das Bildungssystem oder die Lehrerausbildung ändern?

Christian Fischer: Beides ist wichtig. Wir praktizieren das auch schon in der Lehrerausbildung. Wir machen die Studierenden mit den verschiedenen Vielfaltsdimensionen vertraut und weisen darauf hin, welche besonderen Lernbedürfnisse sich daraus ergeben. **Michael Schratz:** In der Lehrerbildung haben wir versucht, diesem Dilemma zu begegnen, indem wir den lernerseitigen Blick geschärft haben. Die angehenden Lehrer sollen sehen, was die Schüler können, was ihre Potenziale und Fähigkeiten sind. Dann steht nicht so sehr der Unterrichtsstoff im Vordergrund, sondern eher die Person. Das nenne ich lernerseits – also hin zum personalisierten Unterricht.



Im Gespräch mit Bernadette Winter: Christian Fischer (l.) und Michael Schratz Foto: David Rott

Ich stelle es mir als Lehrer sehr schwer vor, einen personalisierten Unterricht mit dem Lehrplan in Einklang zu bringen.

Michael Schratz: Meiner Erfahrung nach schaffen die Schüler auch die Standards, wenn man den lernerseitigen Ansatz verfolgt und ihre Potenziale fördert. Mein Spezialgebiet ist der Fremdsprachenunterricht. Wenn ich einen sehr stark strukturierten Ansatz verfolge, es mir also hauptsächlich um Grammatik und Wortschatz geht, dann erreiche ich natürlich eher Schüler, die kognitiv in der Lage sind, Vokabeltrainings zu machen. Wenn ich allerdings einen Zugang habe, der stärker die Sprache als Kommunikationsmittel in den Vordergrund stellt, dann habe ich dieses Problem nicht, denn dann ist die Grammatik Teil der Entwicklung.